

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 8 (1918)
Heft: 3

Artikel: Zu Paul Zehnders Don Quichotte-Zeichnungen
Autor: H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633238>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Folgenden Tages suchte der Sigrift den Präsidenten auf und legte ihm die Sache mit verhaltenem Grimm vor: Die Gemeinde habe es um ihn nicht verdient, daß er jetzt umsonst zwei Mäuler an seinen Tisch heranlasse; er erwarte, daß man ihn schadlos halte.

Der Präsident begriff ihn beim ersten Wort und war sehr entgegenkommend. Er ließ gleich den Lehrer rufen und setzte mit ihm zusammen ein Schreiben auf, in dem die Gemeinde Büttikon, Dödelis neue Heimat, aufgefordert wurde, für die im Stichelassene und ihr Kind ein angemessenes Kostgeld zu schicken.

Büttikon regte sich auf dieses Schreiben nicht; es ging ein zweites, fürzeres, aber umso deutlicheres ab. Nun kam die Antwort: Man sei in Büttikon den Illingern nachgegangen und hinter den schmutzigen Handel gekommen; Geld schide man keines; wenn die Dorothea Schuppli, für deren Zuwendung man danke, eine Unterstützung wünsche, so solle sie selber kommen.

Ein paar Tage darnach erhielt der Wächter Bleuler Befehl, die Schuhmacherin heimzuschaffen. Am frühen Morgen trat er in der Amtskappe beim Sigriften ein. Das Trötteli war ganz unvorbereitet. Der Sigrift hatte ihm seine magern Habseligkeiten am Abend eigenhändig und ohne Wissen seiner Frau in ein Bündel verpackt, hieß es nun das Kind auf den Arme nehmen und dem Wächter folgen. Die Arme verstand erst nicht, worum es sich handelte, und tat wie in einem Taumel alles, was man sie hieß. Aber draußen auf dem Dorfplatz, wo die Straßen auseinander gingen und ein Wegweiser nach vier Richtungen die Arme ausstreckte, dämmerte es in ihr auf. Sie blieb stehen, setzte sich auf den Brellstein und fing an, mit ihrem Kind zu spielen, und tat, als sei der Wächter neben ihr Luft. Die Leute blieben stehen oder traten aus den Häusern: der Wächter wurde ungeduldig und drängte; man fing an zu wickeln; er wurde grob und faßte die Schuhmacherin heftig an. Er wollte sie fortschleppen; sie aber rief, sie müsse nochmals hingehen; sie habe die Katzen vergessen. Er wußte nichts von ihren Katzen und stuzte. Sie benützte sein Zaudern, legte rasch ihr Kind auf den Boden und umschlang mit beiden Armen den Pfosten des Wegweisers. „Ah, du Luder!“ rief er, „ich will dir!“ Es entstand ein Raufen zwischen den beiden; sie schrie und wehrte sich verzweifelt; er zerrte an ihr und fluchte. Das halbe Dorf stand jetzt dabei; die Männer polterten gegen die Widerspenstige und rieten dem Wächter zur Gewalt, während einige Weiber für das Dödeli Partei nahmen, vor allem die Sigriftin, die für ihre einstige Magd ein Stück Herz haben mochte. Sie rief überlaut, das sei himmelschreiend; das Dödeli solle nur wieder heim kommen, sie wolle es mit dem Mann schon ausfechten.

Unterdessen war der Präsident herzugeschlichen und hatte mit seinen halbüberdeckten Augen rasch die Lage überschaut. Er ging auf den Wächter zu und flüsterte ihm ins Ohr: „Nimm das Kind und geh damit deines Weges.“ Der Wächter ließ das arme Geschöpf los und tat, wie ihm befohlen. Und nun bot sich den Illingern ein seltsames Schauspiel: Das Trötteli verfolgte das Beginnen des Wächters mit angsterfüllten Augen; es glaubte, man wolle es von seinem Kleinen trennen und verzog das Gesicht, wie

Kinder tun, die nah am Weinen sind. Es kämpfte mit sich, ließ mit dem rechten Arm den Wegweiser los und streckte ihn weit nach dem Kinde aus, das man ihm wegtrug, während der linke noch krampfhaft um den Pfosten lag. Es war wie ein Kampf zwischen den beiden Armen; aber der nach dem Kinde strebende erwies sich als der stärkerer; der linke lockerte sich, fiel herunter und streckte sich dann auch in der Richtung des andern.

„Ja, ja, geh nur! Lauf ihm nach!“ rief der Präsident der Schuhmacherin zu und wollte ihr mit einem Stoß der Hand den Anfang der Reise erleichtern, sie in Gang setzen. Sie aber, die in ihrem Leben noch nie etwas Gewalttätiges versucht hatte, wandte sich wild gegen ihn und fuhr ihm mit den schwarzen Nägeln so grimmig übers Gesicht, daß ihm gleich das Blut in ein paar roten Streifen über die Backen rieselte. Dann watschelte sie, so rasch sie vermochte, ihrem Kinde nach und schrie wie eine Tiermutter nach ihrem Jungen. Immer das Kind im Auge, folgte sie dem Wächter willenlos zum Dorf und zum Tal hinaus.

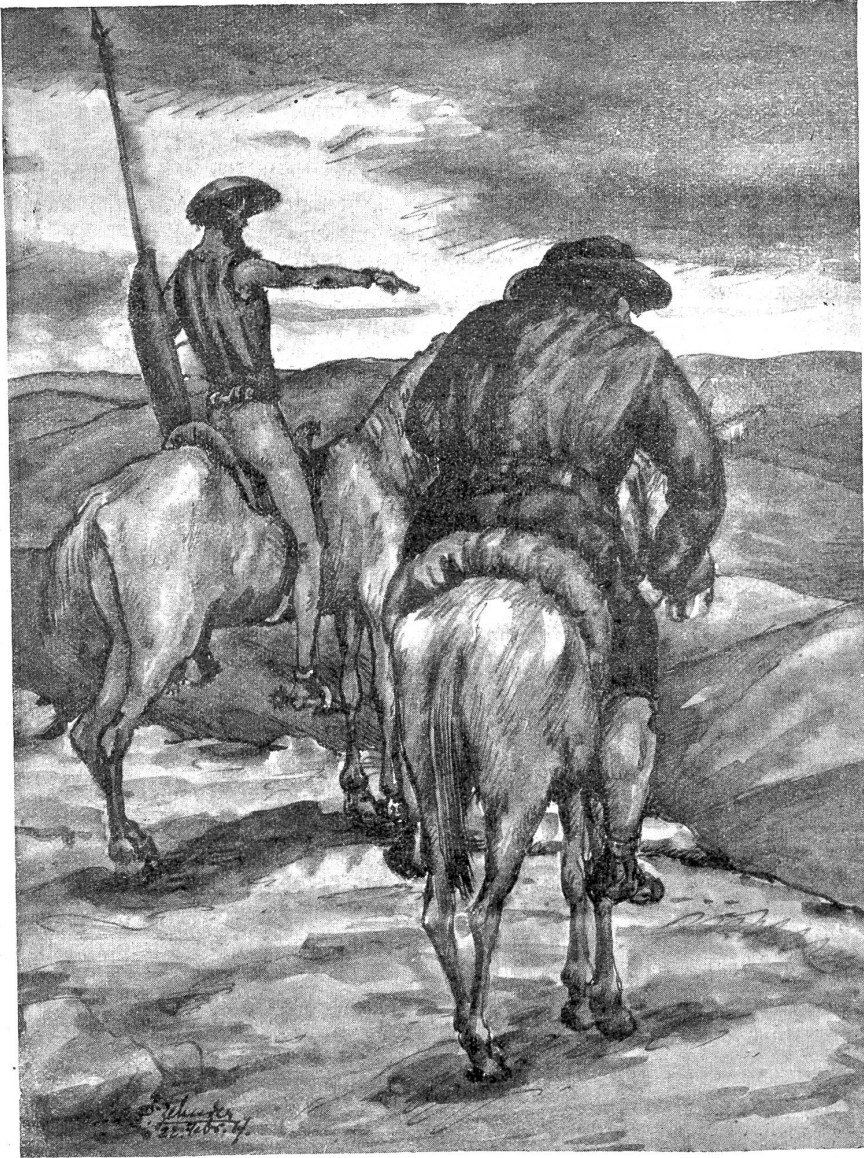
Alles, was ein Mutterherz im Leibe hatte, empfand Mitleid mit ihr und die Sigriftin ließ dem allgemeinen Gefühl die Zunge: „O du armes Trötteli, was wird aus dir werden!“ Dann blickte sie, in einem Ausbruch von Zorn die Hand auf die Schürze schlagend, den Präsidenten an und rief: „Das verfluchte Mannsvolk!“

Die Tränen rannen ihr in dicken Tropfen über die Backen. Wie sie so da stand und die Straße hinauschaute, strichen ihr Dödelis Katzen, die ihr nachgelaufen waren, um den Kopf. Sie hob das Junge liebevoll auf und trug es schmeichelnd und mit freundlichem Zuspruch ins Haus zurück. Die Alte, um das Los des Kleinen besorgt, folgte ihr miauend.

— Ende. —

Zu Paul Zehnders Don Quichotte- Zeichnungen.

„In einem Dorfe von la Mancha (spanische Provinz), dessen Namen ich mich nicht entsinnen mag, lebte unlängst ein Edler, einer von denen, die eine Lanze auf dem Vorplatz haben, einen alten Schild, einen dünnen Klepper und einen Jagdhund. Eine Olla, mehr von Kind- als Hammelfleisch, des Abends gewöhnlich kalte Küche, des Sonnabends arme Mitter und Freitags Linsen, Sonntags aber einige gebratene Tauben zur Zugabe, verzehrten drei Viertel seiner Einnahme. Das übrige ging auf für ein Wams von bestem Tuch, Beinkleider von Samt für die Festtage, Pantoffeln derselben Art, ingleichen für ein auserlesenes ungefärbtes Tuch, womit er sich in den Wochentagen schmückte. Bei ihm lebte eine Haushälterin, die die Bierzig verlassen, und eine Nichte, die die Zwanzig noch nicht erreicht hatte, zugleich ein Bursche, in Felddienst und Hausarbeit gewandt, der sowohl den Klepper satteln, als auch die Art zu führen wußte. Das Alter unseres Edlen reicht an die Fünzig. Er war von frischer Konstitution, mager, von dürrer Gesichte, ein großer Frühaufsteher und Freund der Jagd.“ So nach Tiecks Uebersetzung der Eingang von Don Miguel de Cervantes unsterblicher Rittergeschichte. Das erste Kapitel erzählt uns dann weiter, wie dieser spanische Edle in seinen Mußestunden so viele Rittergeschichten gelesen, daß ihm darob der Verstand verloren gegangen. Er bildete sich fest ein, daß all die Tollheiten, die er da las, wahr wären, und er verfiel auf den unglückseligen Gedanken, selber ein irrender Ritter zu werden und nach Abenteuern auszugehen zur



Paul Zehnder, Bern: „Don Quichotte“.

(Aus dem Kalender: „O mein Heimatland“, Herausgeber Dr. Gustav Brunau, Bern.)

wieder hoffend, das blanke Spiegelbild des Aberwitzes seines Herrn.

So reiten die zwei, der „Ritter von der traurigen Gestalt“ und sein Waffentnecht, nach neuen „Tathandlungen“ begierig in die Welt hinaus. Einmal kommen sie zu Windmühlen, mit denen Don Quichotte gleich den Kampf aufnimmt, weil er sie für Riesen hält. Ein andermal fällt er eine Hammelherde an, da er glaubt, ein feindliches Heer vor sich zu haben. Das Becken eines Barbiers schafft seine Phantasie in einen glanzvollen Helm um, der ihm die im Kampfe verloren gegangene Sturmhaube ersetzen soll. Der beiden Abenteuerer enden wie die im ersten Kapitel: zerprügelt, zerschunden, gedemütigt, aber immer sich selber treu, gehen sie daraus hervor. Da alle Heldentaten solchermaßen ein schlimmes Ende nehmen, will es der Edle von la Mancha mit der Einsamkeit versuchen. In Nachahmung der vollkommensten aller Ritter, des Amandis von Gallia, der sich auf den „Felsen Armut“ zurückzog, als er sich von seiner Schönen verschmäht sah, reitet Don Quichotte ins Schwarze Gebirge, um dort mit Weinen und Klagen Buße zu tun und sich den schönsten christlichen Ruhm zu erringen. Nach Wochen finden Sancho Panza und seine Freunde den Verrückten wieder, halb verhungert, dürr und gelb und nach seiner Dame Dulcinea seufzend. Nur mit List und nach vielen Abenteuern bringen sie ihn in die Heimat zurück. Aber ein drittes Mal besteigt der Edle seinen Klepper und reitet nach Abenteuern aus, hinter ihm Sancho Panza auf seinem Grautier. Der Ruhm ihrer Torheit geht ihnen voraus; alle Leute treiben Spott und Mutwillen mit dem grotesken Paar. Die Fahrt endet ebenso kläglich wie die vorangegangenen. Aber nun ist der Ritter von der traurigen Gestalt am Ende seiner Kraft angelangt. Auf dem Todsbette erkennt er den Irrtum seines Lebens und verflucht die Ritterbücher. Seine Nichte, die er zur Erbin seines Gutes einsetzt, will er nur an einen Mann verheiratet wissen, der keine Ritterbücher kennt.

Vermehrung seiner Ehre und zum Nutzen der Republik. Er nahm die von den Urvätern ererbten Waffenstücke hervor, Rüstung, Schild und Schwert, reinigte sie von Rost und ließ sich den magern Klepper fatten, dem er den wohlklingenden Namen Rosinante gab, während er sich volltönend Ritter Don Quichotte von la Mancha nannte. Seine Einbildung schuf ein einfältiges Bauernmädchen zur Prinzessin und Dame seines Herzens um, um die er nach Ritterart mit edlen Taten werben wollte; Dulcinea von Toboso nannte er sie.

So zieht der arme Tor aus, der Inbegriff aller Lächerlichkeit, allen Kindern zum Gespött, den Boshaften und Gewalttätigen ein willkommener Anlaß, ihren Uebermut an ihm auszulassen. Verprügelt und jämmerlich zugerichtet, aber nicht entmutigt kommt er nach seinem ersten Ausritt nach Hause. Ein zweites Mal reitet er aus; diesmal die verdoppelte Torheit. Denn er hat einen Menschen gefunden, der gleich dumm ist wie er. Dem Bauern Sancho Panza verspricht er, er wolle ihn zum Statthalter einer zu erobernden Insel machen, wenn er als Stallmeister mit ihm komme. Der glaubt ihm, besteigt seinen Esel und begleitet ihn als sein getreuer Dienstmann auf allen seinen Irrfahrten immer enttäuscht, aber immer

Wir glaubten, zum bessern Verständnis von Paul Zehnders Zeichnungen, in großen Zügen unsern Lesern den Inhalt des Don Quichotte-Romans in die Erinnerung zurückrufen zu sollen. Wesentlich ist noch zu wissen, was Cervantes mit seinem Buch bezweckte. Zu seiner Zeit, d. h. zu Anfang des 16. Jahrhunderts grassierte in Spanien die Lektüre von sinnlosen Ritterbüchern so stark, daß geistliche und weltliche Verordnungen dagegen unwirksam waren. Diese verdummende Sitte traf er nun mit seinem Don Quichotte und zwar so gründlich, daß jene Ritterliteratur fast mit einem Schlage von der Bildfläche verschwand.

Gewiß wollte Cervantes nur die phantastischen Fabelromane töten, indem er sie der Lächerlichkeit preis gab und die realistische Erzählung an ihre Stelle setzte. Aber es ist nicht schwer, in dem irrenden Ritter seines Buches einen Menschentypus zu entdecken, wie er seit undenklichen Zeiten und heute noch auf allen Straßen herumläuft und in aller Zukunft herumlaufen wird. Er ist der Urtyp des Menschen, der mit unzulänglichen Waffen für ein Ideal, eine Idee eintritt und sich seiner Lächerlichkeit nicht bewußt wird. Aber kein Geringerer als Heinrich Heine hat sich dieser Don Quichotte aller Zeiten angenommen. Wenn er auch erkannt —

so philosophiert er in seiner „Einleitung zur Prachtausgabe des Don Quichotte aus dem Jahre 1837“ — daß es eine undankbare Tollheit ist, längst abgelebte Vergangenheit ins Leben zurückrufen zu wollen oder die Zukunft allzufrüh in die Gegenwart einzuführen, wenn man dazu nur einen magern Klepper, eine sehr morsche Rüstung und einen ebenso gebrechlichen Körper besitzt — so ist „Dulcinea von Toboso dennoch das schönste Weib der Welt; obgleich ich elend zu Boden liege, nehme ich dennoch diese Behauptung nimmermehr zurück, ich kann nicht anders, — stoßt zu mit euren Lanzen, ihr silbernen Mondritter, ihr verkappten Biergesellen!“ Heinrich Heine, den die Gebrechlichkeit des Körpers in die „Matrazengruft“ zwang, mußte sich mit seinem Tatendrang oft den Don Quichotte-Helden verwandt fühlen; aber dennoch: Dulcinea von Toboso ist das schönste Weib der Welt! . . .

„Don Quichotte“ ist seit jeher ein Lieblingsbuch der Dichter und Künstler gewesen. Aber eigen berührt es uns dennoch zu erfahren, daß in unserer Stadt ein junger Maler lebt, der aus lauter Freude am Stoff Duzende von Don Quichotte-Bildern malt, sie einrahmt, in eine Ecke seines Ateliers stellt, eine geraume Zeit dann wieder an großen Entwürfen arbeitet, die er sich als Wandgemälde für Kirchen denkt, um neuerdings Don Quichotte-Bilder zu zeichnen, wenn die Lust ihn dazu treibt. Wir Duzendmenschen, die wir uns täglich darum sorgen, wie wir Einkommen und Ansehen mehren können, daß sich unsere Tagesgeschäfte reibungslos abspielen und daß sich das Behagen unseres Feierabends nach Programm auswirke, wir können die Künstler seiner Art nur schwer begreifen. Und doch fühlen wir uns zu ihnen hingezogen und müssen wir an sie glauben; ohne sie wäre das Leben wie eine Wiese ohne Blumen. Sie lehren uns die Schönheiten der Welt erkennen, sie schaffen selbst Schönheiten, die unser Leben bereichern. Sie geben, wir nehmen. Sie sind Schöpfer, wir Nutznießer . . .

Es ist schwer einen Stoff, den ein großer Künstler bereits geformt hat, selbständig und aus Eigenem neu zu bearbeiten. Welcher Dichter möchte es unternehmen, ein zweites Wallenstein-Drama oder gar einen neuen „Faust“ zu dichten? Nach Adolf Schröters Don Quichotte-Illustrationen erscheint es für den darstellenden Künstler fast ebenso schwer, den Eblen von la Mancha in ein neues Gewand zu kleiden. Paul Zehnder hat es dennoch gewagt. Doch hat er keine Buchillustrationen im Sinn, sondern es schwebt ihm ein Zirkus von selbständigen Kunstwerken vor, deren Sujets der Dichtung entnommen sind. Er sieht es, den Doppel-Helden Don Quichotte-Sancho Panza von allen Seiten und in verschiedener Gruppierung zu betrachten. Wir denken bei seinen Bildern an Heinrich Heines geistvolle Erklärung der Doppelfigur, der Cervante eine so kunstvolle Natürlichkeit verlieh: „Wenn andere Schriftsteller, in deren Roman der Held nur als einzelne Person durch die Welt zieht, zu Monologen, Briefen oder Tagebüchern ihre Zuflucht nehmen müssen, um die Gedanken und Empfindungen des Helden kundzugeben, so kann Cervante überall einen natürlichen Dialog hervortreten lassen; und indem die eine



Paul Zehnder, Bern: „Don Quichotte“.

(Aus dem Kalender „D mein Heimatland“, Herausgeber Dr. Gustav Geunan, Bern.)

Figur immer die Rede der andern parodiert, tritt die Intention des Dichters um so sichtbarer hervor. . . .“ Dann macht Heine auf ähnliche Beispiele von Doppelhelden in der Literatur aufmerksam (Don Juan und Leporello etc.); um zum Schlusse sarkastisch von Schriftsteller und Buchhändler zu sprechen als von zwei Typen, die wie der Ritter und sein Knecht zusammengehören, wobei der letztere „die Narrheiten seines Autors wohl einsieht, aber dennoch, um reelle Vorteile daraus zu ziehen, ihn getreusam auf allen seinen Irrfahrten begleitet.“ Heine hätte die Beispiele aus dem Leben um das des Malers und Kunsthändlers vermehren können.

Doch zurück zu unsern Bildern. Paul Zehnder denkt sich seine Helden in die Einsamkeit des „Schwarzen Gebirges“, auf über Hochebene Umschau haltend, oder auf dunklen Abenteurerpfaden reitend, voran der Ritter von der traurigen Gestalt, wie er im Buche steht, hager ausgemergelt und in schlechter Haltung auf seinem Rosinante reitend, mit Lanze, Schild und Schwert und Barbierbecken als Helm; in respektvollen Abstand der getreue Sancho mit seinem breiten Bauernbuckel. Zehnders Darstellung bezieht nicht durch kulturhistorische Details; das wäre Wiederholung von schon Bestehendem.

Wohl aber atmen seine Bilder Stimmung und zwar getreu den Intentionen des Dichters die weltfremde Abenteuerstimmung mit jener Beimischung von Lächerlichkeit, wie sie Dummheit und irreführender Idealismus erwecken. Dies erreicht er durch geschickte Gruppierung, kräftige Silhouette und angemessenen Landschaftshintergrund.

Zehnders Don Quichotte-Bilder erscheinen uns als Kunstwerke bemerkenswert, die einen starken Intellekt, die Kraft des Einfühlens in fremde Gedankenwelt und eine reiche Phantasie verraten. Sie sind ohne Zweifel auch der Ausdruck eines Kraftgefühls, das sich nach großen Aufgaben sehnt. Hoffen wir, daß diese Aufgaben dem Künstler bald zu teil werden mögen. H. B.

Festverkehr bei der Kriegsgefangenenpost in Bern.

(Von R. Hausener, Leiter der Kriegsgefangenenpost.)

„Die Post ist das Band für alle Geschäfte,
Alle Handelsunternehmungen,
Die Abwesenden werden durch sie zu Anwesenden,
Sie ist der Trost des Lebens.“

Die Post der Trost des Lebens! Allein durch sie ist es noch möglich, alle die Verkehrsfäden der miteinander im Kampfe liegenden Völker intakt zu erhalten. Rings um uns tobt das gräßlichste Völkerringen, das die Weltgeschichte kennt. Zum vierten Mal zog in Europa unter Kanonendonner Weihnachten ins Land. Vergebens riefen am Heiligenabend die Glocken in die Welt hinaus: Friede auf Erden! Noch wird dieser Ruf nicht überall gehört, immer weitere Ausdehnung nimmt der Krieg, und das Morden schreitet weiter. Kaltlächelnd eilt der Knochenmann mit gezogener Sense über die Schlachtfelder und hält reiche Ernte. Millionen Menschenleben sind vernichtet, namenloses Unglück auf der ganzen Welt. Mit der Ausdehnung des Kriegsschauplatzes wächst aber die Zahl der Kriegsgefangenen und wird dadurch auch der Kriegsgefangenenpostverkehr, den die Schweiz, Postverwaltung zu besorgen hat, in großem Maße gesteigert. So nimmt der Verkehr zwischen Deutschland und Frankreich, Oesterreich und Italien stark zu. Seit Mitte November hat aber auch der Verkehr Deutschland-Italien sehr stark zugenommen und wird noch mehr zunehmen, sobald die Gefangenen alle untergebracht sind, und ihnen Gelegenheit zum Schreiben geboten wird. Und nun der Festverkehr im allgemeinen. Bei der Kriegsgefangenenpost konzentriert sich der Weihnachts- und Neujahrsvverkehr nicht wie bei der Zivilpost auf einige Tage kurz vor den Festtagen, sondern früh schon setzt er ein. Schon Anfang November treffen die ersten Weihnachtskarten ein und dauert dieser Verkehr an bis in den Februar hinein. Auf so lange Zeit verteilt macht sich eine Verkehrszunahme natürlich nicht so stark fühlbar. Wie bekannt dürfen die Gefangenen monatlich nur eine beschränkte Anzahl Briefe und Karten schreiben, dazu wird ihnen aber auf die Festtage hin gestattet, entsprechende Karten abzuschicken, die nebst dem Bilder- oder sonstigen Ausdruck nur das Datum und die Unterschrift der Absender enthalten dürfen. Wenn wir von einem Bekannten, wohn er in der gleichen, oder in einer andern, naheliegenden Stadt, eine solche Weihnachts- oder Neujahrskarte erhalten, macht das auf uns gewöhnlich keinen gar großen Eindruck. Was für Gefühle wird es aber erwecken, wenn auf die Festtage eine so einfache Karte eintrifft, vom Vater, vom Sohn oder Bräutigam, der seit Monaten, vielleicht seit Jahren tausende von Meilen von seinen Lieben weg ist? Welche frohe Botschaft bringt ihnen eine solche Karte, mit dem schmucklosen Ausdruck: Frohe Weihnachten! Das ist ein Ereignis im Familienkreis. Wie viel größer ist aber die Freude, wenn gar ein Brief eintrifft, ein Brief, auf den man vielleicht seit Monaten wartet. Stellen wir uns vor, in einem Bergdörfchen, sei es in der Pfalz oder in Pommern, wohne eine junge Frau mit einer Schar kleiner Kinder, der Vater steht im Feld, ob im Osten oder Westen weiß die Mutter nicht, sie weiß aber, daß blutige Schlachten geschlagen werden. Seit Monaten hat sie keine Nachrichten von ihm, er kann krank sein, vielleicht verwundet, vielleicht ist er in Gefangenschaft geraten, vielleicht ist er . . . nein! an das Schlimmste darf sie gar nicht denken. Kann sich unsere Vorstellungskraft ein richtiges Bild machen von dem uner-

messlichen Schmerz derer, die zu Hause auf Nachrichten warten und hoffen? Welche Qualen für ein Mutterherz! Wenn sich am heiligen Abend die Kinder für einen Augenblick am Lichterglanz des Christbäumchens erfreuen, steht die Mutter mit tränenfeuchten Augen bei ihnen, sie kann sich auch heute nicht freuen, ihre Gedanken sind bei ihrem fernem Gatten. Auch die Kinder wissen, was für ein Schmerz die Mutter drückt. Ganz leise, befangen singen sie: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit . . . Da, . . . ein Kochen an der Türe! Ist das das Christkindlein? Die Mutter öffnet, sechs Augenpaare richten ihren Blick ahnungsvoll dorthin. Es ist der Postbote, der ihr einen Brief übergibt. Nur einen Blick wirft sie auf die Adresse, sie erkennt die Handschrift, der Brief kommt von ihrem Gatten. Welche Erlösung, er lebt! Ein Schluchzen löst sich aus ihrer Brust, Tränen der Freude stürzen aus ihren Augen. Die Kinder verstehen diese Tränen, sie aber jubeln: „Der Vater, der Vater, er lebt, er kommt wieder zu uns zurück!“ Der Bann ist gelöst, frei und laut ertönen nun die Weihnachtslieder. — Draußen schneit es, auf Fluß und Weg liegt hoch der Schnee und erschwert das Gehen, aber unentwegt eilt der Postbote weiter bis spät in die Nacht, von Weiler zu Weiler, von Haus zu Haus, viel Freude bringt er in manche Familie, aber in andere auch Schmerz. Er verlangsamt seinen Schritt; jetzt steht er vor einem einlamen Häuschen, aus dem ein Dellämpchen durch ein Fensterchen schwache Lichtstrahlen in die schwarze Nacht wirft. Im Stübchen sitzt ein Mütterlein mit gefalteten Händen, sie betet für ihre drei Söhne, die im Felde stehen. Auch sie erwartet Nachrichten von ihnen. Der Postbote übergibt ihr einen Brief. Mit zitternder Hand nimmt sie ihn entgegen. Was bringt er ihr für Nachrichten? Auf der Adressseite ist mit Bleistift ein Kreuz und darunter der Vermerk «lettre trouvée sur un Allemand tué» angebracht. Das Kreuz und der Vermerk sind ihr unverständlich, aber die Handschrift, welche die Adresse geschrieben hat, kennt sie, der Brief ist von ihrem Jüngsten, ihrem Sorgenkind. Das welke Antlitz klärt sich auf, wie ist sie so glücklich, endlich nach so langer Zeit wieder einmal ein Lebenszeichen von ihm zu erhalten. Ein Lebenszeichen: Sie liest: „Liebe teure Mutter!“ Soeben erhalten wir Befehl, uns zum Sturmangriff vorzubereiten, in einer Stunde müssen wir bereit sein, Schweres steht uns bevor. Da die Hoffnung nicht groß ist, daß ich wiederkomme, so laß mich Abschied nehmen. Dir, meine herzengute, liebe Mutter danke ich von ganzem Herzen für all' das Liebe und Gute, das du mir erwiesen hast. Sollte ich doch noch . . . Wir müssen antreten, Grüße mir auch Hans und Christoph. Und dich liebe Mutter küßt innigst dein Joseph.“ Jetzt versteht die Mutter das auf dem Brief angebrachte Kreuz. Bevor aber der Schmerz über den schweren Verlust ausbricht, zieht vor ihrem geistigen Auge die Zeit vorüber, wo sie ihren Jüngsten gehegt und gepflegt hat, die Zeit, wo er von schwerer Krankheit genesen, wo er als toller Junge ihr stilles Heim mit frohem Gesang belebte. Jetzt kann sie niemehr in die lieben Augen schauen, nie mehr sein blondes Lockenhaar streicheln. Er ist tot, weit weg von ihr in fremden Landen liegt er begraben. Müde sinkt der Kopf auf den Brief und Tränen des Schmerzes befeuchten ihn. So werden durch die Kriegsgefangenenpost die Fäden hin und her gesponnen und bringen viel Freude aber auch Leid in tausende und aber tausende von Familien. — Im Offentranzit über Frankreich, Großbritannien und Italien treffen in Bern Korrespondenzen ein aus allen Ländern des Erdballes, so aus Afrika, Australien, Asien, Nord- und Südamerika. Der Kartenschluß London bringt die Nachrichtenpost aus Großbritannien und